



Aktueller Begriff

Vor 50 Jahren – Trauer um John F. Kennedy

Im November 1963 eröffnete US-Präsident Kennedy seine Kampagne zur Wiederwahl ins Weiße Haus. Dazu unternahm er eine Tour durch die südlichen Bundesstaaten, die seiner Politik kritisch gegenüberstanden. In Dallas/Texas fiel er am 22.11. einem Anschlag zum Opfer. Als mutmaßlicher Attentäter wurde der 24-jährige Ex-Marine Lee Harvey Oswald aus New Orleans dingfest gemacht, der zwei Tage später seinerseits ermordet wurde. Dies nährt bis heute anhaltende Spekulationen über eine mögliche Verschwörung und ist Gegenstand von zahllosen Sachbüchern, Romanen und einigen Spielfilmen.

Die Nachricht von der Ermordung des 35. US-Präsidenten verbreitete sich in Windeseile über den gesamten Globus und löste überall Fassungslosigkeit und Entsetzen aus. Die Tatsache, dass der „mächtigste Mann der Welt“ (Pergande) einem Attentat zum Opfer gefallen war, erschien ebenso unglaublich wie erschütternd. Das „schwerste Verbrechen der Nachkriegszeit“ (Augsburger Allgemeine vom 25.11.1963) wurde sogar mit einer Tragödie griechischen Ausmaßes verglichen. Kennedy galt vielen Menschen im Westen als einzigartiger Hoffnungsträger, von dem man sich wünschte, dass sein Einfluss auf die Weltpolitik eher wachsen als abnehmen sollte. So bewies etwa das am 10. Oktober 1963 in Kraft getretene Atomteststoppabkommen zwischen den USA und der Sowjetunion vielen Betrachtern, dass der Staatsmann aus Boston ernsthaft Frieden wollte. Kennedy wirkte im Jahr nach der Kuba-Krise als derjenige Weltmachtführer, der am ehesten bereit und fähig schien, Blockgegensätze zu überwinden und aus den gefürchteten Dilemmata des Kalten Krieges herauszukommen. Diese Aussicht auf Sicherung des Friedens stand abrupt in Frage mit seinem Tod, der im Parkland Memorial Hospital, in das Kennedy eingeliefert worden war, bereits eine halbe Stunde nach den um 12.30 Uhr Ortszeit auf ihn abgegebenen Schüssen festgestellt wurde. Europäische Zeitungen verglichen den Mord mit dem Attentat auf Österreichs Thronfolger Franz Ferdinand knapp 50 Jahre zuvor, der zum Ersten Weltkrieg geführt hatte. Sie fürchteten nun ähnliche Weiterungen (z.B. Der SPIEGEL vom 27.11.1963), worauf auch Kennedys aktueller Biograph Alan Posener im historischen Rückblick verweist. Auch für Kennedys Vertrauten und Redenschreiber Ted Sorensen kam die Bluttat auf der Dealey Plaza von Dallas einer Katastrophe mit unkalkulierbaren Konsequenzen gleich. Er nannte das Ende des erst 46-jährigen US-Präsidenten nach 1036 Tagen im Amt einen „unschätzbaren Verlust an Zukunft“ für die gesamte Menschheit.

Obwohl heute differenziertere Urteile das Geschichtsbild prägen, ging die vorherrschende Meinung damals mit Sorensen konform. Sogar Kennedys Kontrahent während der Kuba-Krise, Russlands Regierungschef Nikita S. Chruschtschow, drückte den Amerikanern sein Mitgefühl für den schmerzlichen Verlust ihres politischen Lenkers aus. Nach Ansicht der Weltpresse verfolgte der Sowjetführer mit seinen einfühlsamen Worten zwar auch das taktische Ziel, „jede Gefahr aus[zu]schalten, daß das Attentat als ein kommunistisches Komplott betrachtet“ wurde (Kommentar der Financial Times, zitiert nach der Stuttgarter Zeitung vom 26.11.1963). Immerhin stellte sich der verhaftete Oswald als bekennender Marxist heraus, der eine Russin geheiratet und mehrere Jahre in der Sowjetunion gelebt hatte. Doch glaubte damals niemand ernst-

haft, dass Russland etwas mit dem Anschlag zu tun gehabt haben könnte. Chruschtschows Entsetzen wurde daher als ebenso echt beurteilt wie seine Trauer. Dafür sprach die Logik der Situation. Nach dem Atomteststoppabkommen war Kennedys Verlässlichkeit als Partner auch für die Sowjetunion bewiesen und ein vorzeitiger Wechsel im Amt des US-Präsidenten auch für den Ostblock unerwünscht. Viele Menschen jenseits des Eisernen Vorhangs waren sich dessen bewusst, was erklärt, dass der Tod Kennedys auch dort allenthalben zu Trauerbekundungen führte und etwa in der DDR viele Bürger spontan ihre Fenster in stiller Andacht mit Kerzen illuminierten.

Am stärksten war die Trauer indes in den mit den USA verbündeten Staaten, vor allem in der Bundesrepublik Deutschland. Dies hatte mit der hier noch frischen Erinnerung an den triumphalen Staatsbesuch des Präsidenten im Juni 1963 zu tun. Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier erinnerte daran. In seinem Nachruf, der noch am 22. November über den Rundfunk verbreitet und um 22.30 Uhr im Fernsehprogramm des ZDF ausgestrahlt wurde, sagte der CDU-Politiker über Kennedy: „Vor wenigen Monaten war er noch unter uns, strahlend, ein Mann der Hoffnung und ein Mann, an den sich große Hoffnungen in allen Teilen der Welt gehängt haben. Niemals zuvor ist einem Sohn Amerikas in Deutschland ein solcher Empfang zuteil geworden wie ihm, John F. Kennedy.“ Dies führte Gerstenmaier darauf zurück, dass der Präsident „Kühnheit und Besonnenheit“ verbunden habe und damit gerade den unter der Teilung ihres Landes leidenden Deutschen „ein Beispiel amerikanischen Großmuts und männlicher Hingabe“ bot. Dadurch sei es ihm gelungen, „unsere Herzen“ zu gewinnen und Dankbarkeit auszulösen. Abschließend unternahm der Bundestagspräsident einen ersten Versuch zur historischen Einordnung Kennedys. Er stellte ihn in seiner Bedeutung dem ebenfalls ermordeten US-Präsidenten Abraham Lincoln zur Seite, der 1863 die Sklaverei beendet hatte. Diesen Vergleich Kennedys mit dem „Neger-Befreier Lincoln“ (Rudolf Augstein, 27.11.1963) griff auch die deutsche Presse auf, ja sprach teilweise davon, „daß Abraham Lincoln in John Kennedys Person nach 98 Jahren zum zweiten Male ermordet“ worden sei (Kasseler Post, 23.11.1963).

Vertreter der Exekutive wiederum betonten in ihren Würdigungen Kennedys Rolle als Beschützer des Westens. Niedersachsens Ministerpräsident Georg Diederichs (SPD) etwa sagte: „John F. Kennedy ist als ein Kämpfer für die Freiheit gestorben.“ So äußerte sich auch Bundeskanzler Ludwig Erhard. Erst seit wenigen Wochen im Amt, hatte der CDU-Politiker gerade nach Washington aufbrechen wollen, um mit Kennedy politische Gespräche zu führen, als die Ermordung die geplante Visite in einen Trauerbesuch verwandelte. Er fand am 25. November auf dem Heldenfriedhof von Arlington statt, dem Ort der Beisetzung Kennedys. In einem Telegramm an den neuen US-Präsidenten Lyndon B. Johnson bezeichnete Erhard den ermordeten Staatsmann als „einen Freund und Verbündeten, der unsere Sorgen als die seinen empfand und dem die Freiheit aller das höchste Gut war.“

Diese Meinung vertraten auch und gerade die Menschen in West-Berlin. Seit Kennedys Ansprachen in der geteilten Stadt war die Popularität des demokratischen Politikers hier am größten und sorgte nun dafür, dass das Attentat von der Bevölkerung im Westteil gleichsam als bitterer Anschlag auf einen engen Verwandten empfunden wurde. Hunderttausende sammelten sich spontan zu nächtlichen Fackelumzügen der Trauer und begrüßten dankbar die Blitz-Entscheidung des SPD-geführten Senats, den Vorplatz vor dem Schöneberger Rathaus nach John F. Kennedy zu benennen. Willy Brandt als Regierender Bürgermeister sagte vor Ort am 22. November: „Die Amerikaner haben ihren Präsidenten verloren. Eine gequälte Menschheit hat den Mann verloren, von dem so viele glaubten, er würde uns entscheidend vorangehen können auf dem Wege zum gerechten Frieden und zum besseren Leben in dieser Welt. Aber gerade wir in Berlin trauern, weil wir unseren besten Freund verloren haben.“

Literatur

- Pergande, Frank (2011), John F. Kennedy. Vom mächtigsten Mann der Welt zum Mythos, München.
- Posener, Alan (2013), John F. Kennedy, Hamburg.